

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1907

98 (27.4.1907) Unterhaltungsblatt zum "Volksfreund", Nr. 17

Vlämische Festfreude.

Es ist kein Zufall, daß gerade in großen Städten Belgiens, insbesondere des vlämischen Teiles mit Brüssel, Gent und Antwerpen die Feiern einen ziemlich ernsten Charakter hat, und daß sie gar kein Fest im volkstümlich vlämischen Sinne ist. Es ist auch kein Zufall, daß die Bewegung gegen den Alkohol gerade unter der belgischen Arbeiterklasse so stark angewachsen ist. Beide Erscheinungen sind knoträre Reflexbewegungen, die sich aus dem Jahrhundert alten Gang des vlämischen Volkes zur ausgelassenen Festfreude erklären lassen.

Ganz konnten sich die Parteifeste unserer belgischen Genossen natürlich von der vlämischen Volkstradition nicht frei machen, und das ist gut so. Es gibt kaum ein Volk der Erde, welches die heitere Geselligkeit so ausgiebig pflegt, wie die Belgier und speziell die Vlämen, nämlich die Rasse niederländisch-spanischer Kreuzung im Gegensatz zu den mehr zum französischen Typus neigenden Wallonen. Eine wahre Vereinslust lebt im Herzen jedes Vlämen und sie beschränkt sich nicht etwa nur auf das reifere Alter und die wohlhabenderen Klassen, sondern die Armen machen es wie die Reichen und wie die Alten tunen so spielen die Jungen. In diesem Triebe zum Zusammensein liegt zweifellos das große psychologische Moment, das für die außerordentliche Entwicklung der Konsum- und Produktionsgenossenschaften in Belgien maßgebend war.

Wie tief der gesellige Trieb in den Vlämen steckt, kann man schon an den zehn- und zwölftägigen jungen Bengeln sehen, die in Gent auf der Straße ihre Konsumwelt rauchen und alle schon in irgend einer Rauch-„Genootschap“ sind. Als im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert die Genter und die Brügger jeden Augenblick zu den Waffen griffen, bildeten auch die Knaben bewaffnete Scharen. Im Jahre vierzehnhundertachtundachtzig lieferten sich die Brügger Jungen von zehn bis vierzehn Jahren eine förmliche Schlacht, wobei fünf tot auf dem Platze blieben und eine große Anzahl schwer verwundet wurde. Alles nur, weil sie zwei „Genootschappen“ hatten, von denen die eine für die andere gegen den Kaiser Maximilian war.

Unter der Fabrikarbeiterklasse waren von altersher bekannte, zum Teil auch heute noch, wo im Proletariat schon sozialistischer Geist lebte, gepflegte Vereinigungen die sogenannten „Kompanien“. Sie bestehen aus zehn bis zwanzig Paaren dieser hartgeplagten jungen und doch so unendlich lebenslustigen Proletariatskinder und Söhne. Jedes Mädchen hat seinen ständigen Kavallerie und an der Spitze stehen gewählte Hauptleute oder Kapitäne, denen unbedingter Gehorsam zu leisten ist. Die Kompanie macht gemeinsame Spaziergänge, besucht die gleichen Tanzböden und Bierhäuser und verbrüderd sich vor allem für die Kerne und die drei Faschingsstage. Auf dem Brüsseler Straßenkarneval gibt es nichts Fröhlicheres als die einfachen sauberen Aufzüge dieser „Kompanien“. Dieselben werden dadurch noch viel sympathischer, wenn man hört, daß es oft vorkommt, daß die Kompanien auf einen Faschingszug verzichten, um das Geld für einen sich darniederliegenden Genossen zu verwenden.

Im großen zeigt sich die vlämische Festfreude besonders bei der Kerne. Ursprünglich rein kirchliche Patronatsfeiern, haben sich die vlämischen Kerne zu ganz selbständigen Volksfesten entwickelt, wo alles, was der Vläme an Genossenschaftsbedürfnis in sich hat, befriedigt werden muß. Die Kerne in Brüssel hat sich mit der Zeit des modernen Großverkehrs natürlich vor allem zu einer Schauveranstaltung größten und größten Stils entwickelt. Was an großen Menagerien, Karussellen, mechanischen Theatern, liegenden Restaurants in Belgien existiert, das reist sich an der Brüsseler Kerne zu einem einige Stunden langen riesenhaften Zahrmärktsboulevard aneinander. Was die Kerne aber von jeder anderen europäischen Großstadtmesse unterscheidet, das ist das rotbädig-ungebundene und harmlos-lustige Benehmen der Bevölkerung.

Alles ist nach Möglichkeit „geistig“ oder „blygeestig“, was im Vlämischen nicht etwa geistig oder geistvoll, sondern lustig bedeutet. Der echte Vläming stellt die heitere Lust und den fröhlichen Spaß höher als den Geist. Ein „geestiger“ ist ein rechter Spaßvogel.

Die Vlämen feiern übrigens die Feste nicht nur wie sie fallen, sondern sie machen, wenn nicht genügend Feste fallen, selbst welche. Es ist kaum glaublich, welche kleinen Gelegenheiten dazu herhalten müssen, ein Fest zu feiern. In kleinen Städten, früher aber auch in größeren, werden die Straßen oder irgend ein Platz erleuchtet, weil in einem der Schuldistrikte eines Bezirks ein Knabe der Stadt einen Preis davongetragen hatte. Früher war das eine geradezu lästige Sucht. So wurde im Frühjahr 1860 eine Straße besetzt und für die Straßenschwärmer ein Festessen veranstaltet, weil darin ein Metzger wohnte, der einen preisgekrönten Ochsen von einem Viehmarkt heimgebracht hatte. Am 12. April 1858 wurde die Witwe Courtmans in Gent, welche einen Preis mit einem Gedichte „Ueber das Papsttum“ erlangt hatte, von der Stadtbehörde in feierlichem Zuge abgeholt und beglückwünscht. Ueber dreißig Vereine mit fliegenden Fahnen und Standarten nahmen daran teil, gegen vierzig Wagen führten ihr entgegen, die Garnison war vertreten, die Häuser besetzt und eine Ehrenparade errichtet. — Sobiel Freude hat natürlich unter unbandbares Deutschland für seine „Propheten im Vaterlande“ nie übrig geblieben.

Es ist nicht zu leugnen, daß diese Lust an Schaugebränge das Interesse an den Anlässen dazu, seien sie auch höherer geistiger oder künstlerischer Art, weit überwiegt. Der Vläme ist außerordentlich rasch zum Jubel gestimmt und es braucht einer nachts bloß Rüderte anzuzünden und Bechtöfje flammen zu lassen, da machen gleich Hunderte mit. Dieser Gang zur Festfreude hat den Vlämen allerdings schon sehr viel gekostet, nicht nur an Geld, sondern auch an höheren Gütern. Die vielen Herrscher der Niederlande haben wohl gewußt, daß mit „pane et circensibus“ (Brot und Spielen) die Niederländer leicht zu betäuben lassen. Allerdings hat sich das Volk von seinen Herrschern nicht lumpen lassen und hat seinen händelnden Fürsten Feste voller Glanz und Humor gegeben; oft aus Neigung, öfter aus Berechnung, immer aber mit zweifellosem Behagen am eigenen Werk. Welch freier, oft froher Geist bei derartigen Veranstaltungen herrschte, ist aus folgendem ersichtlich: Als Philipp der Schöne von Frankreich mit seiner Gemahlin Johanna im Jahre 1301 Brügge besuchte, erschienen die schönen Brüggerinnen ohne allzubiel Bekleidung in solchem Glanz, daß die Königin ihrem Vetter mit den Worten Luft machte: „Ich möchte hier allein Königin zu sein, aber es scheint, daß hier alle Frauen Königinnen sind.“ Einige Monate darauf erkrankte die Brügger dem königlichen Besucher ein ganzes Meer. In einem Festzug, der 1466 aufgeführt wurde, befand sich als Anspielung auf das sünderhafte lebenslustige Brügge im Zuge eine riesige Maria Magdalena, welche Jesus zu Füßen fiel und darunter standen die bekannten Worte in lateinischer Sprache: „Ihr sind viele Sünden vergeben, weil sie so viel geliebt hat.“ Kleine Männlein, welche in der Stellung des Maminens-bis Wein verkosteten, waren beliebte Statuen bei vlämischen Festen.

Der Geist der modernen Arbeiterbewegung hat eine ernstere Note in die Festfreude des vlämischen Volkes gebracht. Wenn aber das Volk einmal nicht nur die Masse, sondern auch die Macht leitet wird, dann wird die niederländische Sinnesfreude in gereinigter und veredelter Form wieder aufleben. A. F.

Ein Meister der Reklame.

Der Erfinder der Beecham-Pillen.

Vor einigen Tagen ist in London hochbetagt einer der größten Meister der modernen Reklame, William Beecham, gestorben, der es verstand, diesem scheinbaren, durch keine wissenschaftliche, staatsmännische, künstlerische oder sonstige normalmäßige den Welttrium sichernde Leistung unterstützten Namen einen über alle Weltteile dringenden Klang zu verleihen und eine ungezählte Millionen umfajende, alle Massen des Erdballs friedlich in sich vereinigende gläubige Anhängerenschaft um sich zu sammeln. Der Mann, dessen Name unergleichlich öfter in Zeitungen gedruckt wurde als jener der Männer, die der Welt in irgend einer Art einen neuen Weg wiesen, und der sich seinen Zeitgenossen in allen Augen bilden ihres Rasens mit Wort und Bild in Erinnerung rief, bemerke dieses Wunder durch ein winziges, der Abstellung verschiedener leichter körperlicher Uebel gewidmetes Fabrikat, eine Pille, die er nach sich benannte und nommt er die größere Pille im Sternensystem, unsere Erdkugel zu erobern wußte.

Es ist immer interessant, so schreibt S. Osten in einem interessanten Artikel über Beecham im Vester Lloyd, diese Sorte von Zauberern zu beobachten, wie sie das Wunderbare des großen Erfolges in seinem geheimnisvollen Verstand aufspüren und diese Artkraft sich nutzbar machen. Beecham war eines jener Genies oder eines jener Glückskinder, die ihr Ziel auf einem Wege erreichen, der bis dahin unbekannt gewesen war, wie ja der echte Erfolg sich immer nur auf einer originalen Leistung aufbaut. Beecham war ursprünglich Apothekerhilfe und verfertigte eines Tages im Laden eines Provinzialstädtchens eine neuartige Pille, die auf den menschlichen Organismus eine angeblich vielfältige, kräftigende, reinigende und anregende Wirkung übte. Der junge Mann glaubte an seine Pille, wie alle Messiasse an ihre Sendung, und ging unerbittlich daran, diesen Glauben anderen Leuten einzuflohen. Die Geschichte spielte vor vielen Jahren

wenn Frauenhände sich damit befassen, die goldene Frucht zu schälen, werden sie entweder vor alten Art folgen und die öfter den Ringengraben nach geschnittenen Schale wie Blumenblätter ablösen und die Apfelsine in ihre Spalten teilen, oder einer neuen Weise, bei der man nur einen schmalen Streifen der Schale rings um die Frucht ziehen läßt, während man die Pole schält. Der Streifen wird dann an einer Stelle auseinandergezogen und so auseinandergezogen, daß die Fruchtspalten mit dem Rücken wie aufgereiht an dem Schalenstreifen hängen. In England preßt man den Saft mittels silberner Quetschen aus, und der Franzose findet in seiner Orangende ein erfrischendes, kühlendes und sehr gesundes Getränk, das in Deutschland viel zu wenig gekannt und gewiesen wird.

Der Storch im Auto. Ein eigenartiges Abenteuer erlebte in einer der letzten Nächte der Chauffeur einer Automobilbrigade in Berlin. Er hatte eine Herrschaft vom Theater nach der Villenkolonie Grunewald gefahren und lehrte in gemächlichem Tempo nach der Stadt zurück. Plötzlich hörte er ein unterdrücktes Schlingen und Wimmern; kurz entschlossen hält er an, springt ab und findet am Begrabde ein armes, halberstarbtes Weib in Wehen liegen. Nach einigem Ueberlegen hebt er das bedauernswerte Wesen in sein Gefährt und saukt damit zur Charitae. Als jedoch der Dienstwagen den Schlag öffnete, tönte ihm bereits griesaches Wimmern entgegen; denn die Einwohnervahl Berlins hatte sich während der Fahrt zur Charitae um einen strammen, kleinen Bengel vermehrt, der sich jedenfalls später rühmen kann, seine Fahrt ins Leben auf die modernste Art bewerkstelligt zu haben.

Monarchische Schinkenanstellung. Ein Leipziger Fleischwarenhandeler veröffentlicht, wie wir der Welt am Montag entnehmen, folgendes Inserat:

Appetitlich wirken bei allen Festlichkeiten die von mir als Spezialität geführten Schinken mit Photographie hochsehender Persönlichkeiten (Deutscher Kaiser, Kaiserpaar, König Friedrich August, Bismarck usw.) Preis pro Stück, je nach Gewicht, 12 bis 15 Mk. Versand unter Nachnahme.

Edwards Prachtsschinken scheint zu fehlen!

Ein Druckfehler, wie ihn der Wis eines Sumoristen nicht besser kneten könnte, ist dem Grazer Volksblatt unterlaufen. Wir können daher nicht umhin, ihn wiederzugeben, obgleich es in einer Redaktion gewagt ist, von fremden Druckfehlern zu sprechen. In einem Bericht über die Giller Milchpantfächerinnen heißt es in dem genannten Grazer Blatte wörtlich:

„Im ganzen wurden zehn Verkäuferinnen beauftragt, darunter solche, deren Gesäße wegen ihrer Unreinlichkeit geradezu Ekel erregten.“

Der Stier und der Wolf.

Eine Fabel von Gottlieb im Tag: Zum Stiere kam der Wolf und sprach: „Bruder, wir leben, es ist eine Schmach, im Zustande dauernder Kriegserklärung. Ich schlage dir vor, den Streit zu schlichten. Ich entwöhne mich jeder Fleischessgellustung. Du sollst auf deine Höner verzichten.“ „Gut“, sprach der Stier, „ich gebe sie hin. Doch erst laß du dir die Zähne zieh'n!“ „Meine Zähne, Freund? Du hast vergessen: Meine Zähne — die brauche ich zum Brechen!“ Nach kurzem Bedenken der Wulle spricht: „Ne, so ein Lese bin ich nicht!“ „Fui!“ rief der Wolf. „Du bist ein schwerer Verbrecher, Kaufbold und Friedensstörer.“

Zust so verläßt im neuen Zeug Die zweite Friedenskonferenz.

Humoristisches.

Im Zweifel. Versuch: Worüber lachten Sie denn so sehr, als ich eintrat? — Die Hausfrau (Kümmelergattin): Mein Mann hatte gemalt und ich hatte gekocht, und man riet mir gerade beide, was es sein sollte!

Die dankbare Gattin. „Herr Doktor, ich danke Ihnen recht sehr, daß Sie meinen Mann wieder so weit hergestellt haben; ach, hätte ich Sie nur schon vor acht Jahren gekannt, dann würde ich heute auch noch meinen ersten Mann haben.“ (Zust. Bl.)

Die gestohlenen Noten. Durch die Wiener Blätter ging dieser Tage eine Notiz des Inhalts, daß dem Direktor der Wiener Hofoper, Gustav Mahler, auf einer Koncertreise nach Rom ein Koffer gestohlen wurde, der u. a. auch die Noten zu zwei Symphonien Mahlers enthielt, deren Aufführung der Komponist persönlich leiten wollte. Mit Bezug auf diesen Vorfall erhält das Wiener Extrablatt von einem miltitösen Nichtverehrer Mahlerscher Kompositionen folgende Zeilen: „Herrn Mahler traf ein herber Schlag. Von dem er sich schwer wird erholen: Ihm wurde auf seiner Reife nach Rom Ein Koffer mit Noten gestohlen.“

Dem Teufel gingen zwei Symphonien; Man sucht die Diebe zu fassen. Ich aber bitte sie auf den Kränen. Von sich nicht hören zu lassen!“

Druckerei und Verlag des Volksfreud, Ged. u. Verl. Karlsruhe i. B.

festlicher Miene nahm er die Velleidbegegnungen entgegen. Keiner der Anwesenden dachte daran, sich einmal nach der Toten umzusehen. Das Willard verschwand förmlich unter den zahlreichen Krangspenden. Bald fiel das merkwürdige Schweigen des Gastwirts auf. Als die Stunde der Beisehung gekommen war und man sich zum Gange nach dem Begräbnisplatz rüstete, machte St. die Mitteilung, daß der Verstorbene kein Mensch, sondern — sein alter treuer Hund sei. Auf allgemeiner Entrüstung folgten dieser Bekanntgabe und es fehlte nicht viel, so wäre St. von den Empörten vergeblich nach der Grabstätte der angeblich auch auf dem Friedhof Leidtragende vergeblich nach der Grabstätte der angeblich Dahingefahrenen gesucht. Der Inspektor wußte überhaupt nichts weiter übrig, als sich nach dem Trauerhause zu begeben, wo sie dann den wahren Sachverhalt erfahren. Für St., der als Spasmacher bekannt ist, dürfte dieser Scherz noch ein böses Nachspiel haben, denn die zur „Beisehung“ erschienenen Personen beachtlichen, ihn wegen der für sie entstandenen Kosten auf Schadenersatz zu verurteilen.

Der kluge Dadel. Von der wunderbaren Klugheit und den Streichen der Dadel lebt wie bekannt mehr wie ein deutsches Witzblatt. Daß auch den Franzosen dieses Dandelstein nicht fremd ist, beweist folgende Geschichte, die der Gaulois erzählt. Ein Jäger hatte einen prachtvollen Vorsteherhund, von dessen Klugheit und Zurücktrichtheit er nicht genug zu berichten wußte. Mit einer geradezu magischen Sicherheit fand der Hund den Geruch des Wildes schon auf ungläubliche Entfernungen auf. Der Eigentümer geht mit diesem Hund mitten über den Boulevard Mabeleine, da bleibt dieser plötzlich in dichtesten Menschengebirge vor einem Herrn stehen und rührt sich nicht mehr von der Stelle. Der Jäger, voll Stolz über die Klugheit seines Hundes, fragt den Unbekannten höflich: „Sie haben gewiß ein Stück Wild bei sich, mein Herr?“ „Nein — aber ich wills nur gleich eingeflehen, — ich heiße Rebhuhn! Ihr Hund hatte Recht!“

Sonnenschien. Kaum sendet die Sonne ihre ersten warmen Strahlen zu uns herab, so tauchen sofort aufgespannte Sonnenschirme auf den Straßen auf; viele Spaziergänger fliehen die sonnige Seite der Straßen und eiligt werden von der sorglichen Hausfrau die Vorhänge an den Fenstern geschlossen, um der Sonne den Eintritt zu wehren. Die Lichtstrahlen könnten ja den Teppichen, Tapeten und Möbeln schaden, den neuen Straßenhut oder das Kostüm verfarbigen lassen, oder gar den Teint des Städters verbrennen. Denn auf diese drei Dinge und besonders auf die „feine“ blasse und weiße Farbe des Gesichts und der Hände ist die Städlerin, aber auch der Städter ordentlich stolz. Sie unterseheben sich ja dadurch von dem einfachen Volk, das eine „gewöhnliche“ rotbraune Hautfarbe an Gesicht und Händen hat.

Ob es noch solche Toren gibt, die ahnungslos dem totenlos zu habenden Segen der Sonne entziehen und dieser Gesundheitsstärkerquelle ihr Haus verschperren? Aber gewiß, lieber Leser; siehe dir deine diebsüchtigen Zeitgenossen und ihr Gebahren nur an, das der Lichtscheu der Höhlenbewohner sehr ähnlich ist. Lache aber nicht über ihre Torheit, sondern mache es besser als sie und lerne den Sonnenschein lieben.

Ein Mann mit hundert Frauen. Aus Newyork wird berichtet: In ungläublicher Weise häufen sich die Beweise gegen einen gewissen Marshall, der in Philadelphia unter der Beschuldigung der — „hundertfachen Bigamie“ verhaftet worden ist. Bei seinen Unternehmungen half ihm ein Mädchen, das er für seine Tochter ausgab. Marshall leitete eine Ehevermittlungsgesellschaft, und zwar so geschickt, daß sich in verhältnismäßig kurzer Zeit 2000 Frauen fanden, die sich von ihm verheiratet lassen wollten; um die Sache kurz zu machen, heiratete er eine ganze Anzahl von ihnen gleich selbst. „Ich habe bereits 18 solcher Frauen erndet“, erklärte vor Gericht der Polizeinspektor, der Marshall verhaftet hat, „aber aus den Briefen, die ich aus allen Teilen des Landes erhalte, glaube ich entnehmen zu können, daß Marshall mindestens hundert Frauen gehabt hat.“ Als Marshall, der schon 60 Jahre alt ist und wie ein Major a. D. aussteht, diese Aussage hörte, lächelte er befriedigt und warf den Journalisten einen triumphierenden Blick zu.

Nach Schluß des Verhörs spielte sich eine aufregende Szene ab: eine der vielen Frauen des Heiratskünstlers stürzte sich auf die pilante „Adoptivtochter“ des Mannes, verfehrte ihr einen Faustschlag ins Gesicht und schrie: „Du hast du eins, Spitzbubin!“

Die Apfelsinen gegessen werden. Als Goethe das Sehnsuchtslied der Mignon dichtete, befang er gleich in den ersten Zeilen den Reiz der Goldorange, die zwar auch damals in großen Mengen in Deutschland eingeführt wurde, deren Genuß aber noch längere Zeit den wohlhabenden Ständen vorbehalten blieb. Was damals eine Delikatesse war, ist heute beinahe ein Volksnahrungsmittel geworden — ist der Preis für Apfelsinen doch nicht höher, ja oftmals niedriger als der eines guten Apfels. Nicht jeder, ja nicht einmal jede besitzt die nötige Gewandtheit, um die goldene Frucht von ihrer Schale zu befreien und sie zum bequemen Genuß vorzubereiten, ohne sich einer kleinen Ungeßlichkeit schuldig zu machen, und doch gibt es fast ebenso viele Arten, die Apfelsine zu genießen, als es Kulturländer gibt. Der Italiener schält sie und beßt dann in die Frucht wie in einen Apfel, genießt aber nur den Saft, der Rest — ist Schmeigen.

In den tropischen Ländern Amerikas wird um die sehr dünnhäutigen Apfelsinen ein „Aequatorial-Einschnitt“ gemacht, und die Haut, die sich leicht abblößt, im ganzen bis auf die Pole abgezogen, dann die Frucht selbst der Quere nach durchgeschnitten, so daß jetzt jede Hälfte der Apfelsine auf der umgestülpten halben Schale liegt, von der sie leicht abgebeßen werden kann. In Nordamerika wird die Orange mit zierlichen Messern, deren Schneiden gegähnt sind, quer durchgeschnitten, gezudert und mit eigens dazu bestimmten Orange-Löffelchen ausgeglockt. Ein sehr schmackhaftes Kompott, das den Vorzug hat, dem Esser jede Unbequemlichkeit zu ersparen, ist ebenfalls in den Vereinigten Staaten beliebt. Man schneidet die gut abgeköhlte, auch von der weichen Haut sorgfältig befreite Apfelsine in dünne Querscheiben, entfernt die Kerne, fügt die gleiche Quantität Bananen- und Apfelscheiben hinzu, zudert das ganze ein und stellt es, bevor es serviert wird, eine Stunde auf Eis. Duft und Geschmack dieser drei Früchte vereinigen sich zu einem wahrhaft köstlichen Aroma.

In Deutschland wird die Orange meist ganz auf den Tisch gegeben, und

zahlen, zur Zeit, da noch der Marktplay die Öffentlichkeit verlor, namentlich in Dingen der Heiligkeit. So stellte sich denn der junge Wecham, ein jüngerer Bruder von Knapper, aber einbündlicher Verehrer, auf den Marktplay des Derichens St. Helens, wo gegenwärtig die mächtigen Schlotter seiner Fabrik zum Himmel ragen, und begann die unergieblichen Vorzüge seiner mit Zucker bezogenen Billen anzupreisen. Auf zwei Häser legte er ein Stück einer alten ausgedienten Lärze, und auf diesem primitiven Ladentisch hantierte er mit seinen kleinen Kugeln.

Bei Sturm und Wetter und unter den härtesten Entbehrungen stand Wecham auf dem Marktplay zu St. Helens als lebendige Reklame für seine Billen, die er nächsther selbst erzeugte. Seine Unermüdbarkeit erwarb ihm allmählich einen Kundenkreis und man begann an Wechams Billen zu glauben. Selbstverständlich hatte dieser praktische Mensch, der von Anfang an glaubte, daß es nicht genüge, einen nützlichen Gegenstand bloß zu erzeugen, sondern daß es sich vielmehr darum handle, möglichst viele Leute davon zu verschaffen, seine Billenschachteln mit Reklamen aller Art versehen, und wurde nicht müde, mündlich die Vorzüglichkeit seiner Fabrikate zu rühmen. Sein schlichtes Unternehmen trat bald in ein höheres Stadium der Entwicklung: die moderne Zeitung entstand und mit ihr die neuzeitliche Annonce, die zu wieder mit einem anderen Wachstum, jenem der Industrie, des Handels und des Verkehrs zusammenhängt. Das Plakat, die Ankündigung wurde im brausenden Getriebe des modernen Lebens ein unendlich wichtiges Instrument im Prozesse der Güterverteilung. Wiederum war es Wecham, der mit Scharfsicht die entscheidende Wichtigkeit einer guten Ankündigung erkannte und als einer der Ersten hinter das große Geheimnis der Annonce kam: die Kontinuität und ihre ausschlaggebende Bedeutung.

Wecham erkannte gleich allen Anführern und erfolgreichen Beeinflussern der menschlichen Seele die suggestive Gewalt guter Schlagworte, und wie Napoleon seine Soldatenansprüche knapp, vollstündlich, kurz und schlagkräftig sagte, so formuliert auch er seine Ankündigungen wortkarg, lebendig, lochend, bewegend. Er kann als der Klassiker der Kunst der Reklame bezeichnet werden, und manche seiner Annoncen sind unübertroffene und unübertreffliche Muster des Adreßstils. Auch in der Formulierung und Anwendung seiner Ankündigungsprosa erwies er sich als ein wahres Genie. Auf dem Worte: „Jede Schachtel ist eine Guinee wert!“ begründete sich tatsächlich der Weltkrus dieses Fabrikanten und das Millionenvermögen seines Erzeugers. Diese geringfügige, plumpe Anpreisung gab den Schachteln Wechams Schwünge zum Fluge durch die ganze Welt. Die Devise Wechams ward in alle Sprachen übersetzt und in alle Königstorte, ja selbst in Lausprüche umgerechnet.

Die Billen Wechams ergossen sich nunmehr in immer mächtiger anschwellenden Strömen durch die Welt, ganze Lastzüge und Schiffsgeschwader beförderten die Tausenden kunstvoll stilisierter Annoncen der Menschheit aller Hautfarben täglich dithyrambisch in Erinnerung gerufenen Billen in die fernsten Winkel des Erdballs und Wechams Iweigniederlassungen schossen auf in Indien, China, Ägypten, Südamerika, Afrika, Australien. Eine großartige Fabrik mit eigenen, allmählich zur Vollkommenheit ausgebildeten Maschinen, die in dieser Industrie die menschliche Hand völlig verdrängten, best diesen ungeheuren, durch die ständige Reklame stetig erhaltenen Bedarf. Nicht weniger als 10 000 Billen pro Stunde vermag eine solche Maschine zu erzeugen. Die Annonce ist der Hauptmotor dieser Tausenden von Menschen beschäftigenden Industrie. Dieses grundlegende Departement leitete Wecham zeitlich persönlich. Er annoncierte in indischen Publikationen, in chinesischen Zeitungen und die Anpreisung seiner Billen ist in den vollstündlichen Ausgaben persischer Lyrik zu finden. Eines der originellsten Inzerate Wechams ist ein großes, einen glücklichen lächelnden Mann darstellendes Bild, der in der Hand seine eigene Photographie hält, wels letztere ihn moros, verweilt, niedergeschlagen zeigt, also im Zeitpunkt seines unerträglichen Gesundheitszustandes, da er des Glückes der Billen noch nicht teilhaftig geworden ist. Der Text zu dieser klassischen Annonce lautet: „Wechams Billen bewirken den Unterschied.“ Wecham machte aus den ungeheuren Summen, die an die Aufrechterhaltung der Zulauflinien des Publikums verwendet wurden, kein Geht. In einer seiner Bilagen von 150 000 Pfund Sterling entfallen auf Material und Betrieb 25 000 Pfund, auf Annoncen 100 000 Pfund, und 25 000 Pfund pro Jahr auf den Reingewinn. Bei einem Besuche einer Journalistengruppe, vor welcher der schlichte Mann diese einfache Rechnung entwarf, wurde er befragt, weshalb er nicht den Annoncenposten mindere, um den Nutzen zu vergrößern. Wecham erwiderte lächelnd, daß die Einschränkung der Annoncenposten den Nutzen sofort aufheben würde. (Zeff. 24.)

Wenn ein Proletarierbub' studieren will.

Die Wiener Arbeiterzeitung berichtet: Vor dem Leopoldstädter Bezirksrichter steht ein 16jähriger Bürsche, Ignaz Böhm, in einem schauerhaften Aufzug. Aus den dünnen, zerrissenen Luchslappen guckt an vielen Stellen der frierende Knochenkörper heraus. Der Sechzehnjährige ist der Vagabondage beschuldigt. Ein Arbeitsehrer, dessen Abgabe an die Zwangsarbeitsanstalt bestrahlt wird. Irrendwo ist der Sechzehnjährige als obdachlos aufgegriffen worden. Die letzten Willen, die er sich verschafft, hat er als Helfer auf Wärfen erhalten. Vorher ist der Bürsche mit einem Wanderzirkus umhergezogen. Weiter zurückliegend ist der Junge Schweiß bei einem Tapezierer. Dem ist der Junge entlaufen. Noch weiter zurückliegend ist dessen Lehrer bei einem anderen Schichtmann in Feldberg. Auch dem war der Bürsche entwissen. Als Kind ist Ignaz Böhm seit seinem siebenten Jahre ein Zögling der Sanft Weiler Anstalt gewesen.

Der Durchschnittsbureaukrat muß in Ignaz Böhm das Muster eines jugendlichen Vagabonden sehen. Einer, der in seiner Arbeit ausbittet, ein Lumpel, das lieber mit Zirkusleuten herumläuft, hungert, friert, von den Wärfen der Märkte lebt, wahrscheinlich ein geborener Verbrecher. Zu seiner Verantwortung ergabte der junge Vagant, die Arbeit habe ihn nicht gefreut, er wolle studieren. Der Richter Dr. Ehrenreich erwiderte den Fall nicht bureaukratisch. Statt die Verhandlung im Sitzungsstempel mit der üblichen Arrei-

straße und der Abgabe an die Zwangsarbeitsanstalt kurzweg abzutun, vernahm er jene Leute, die über das Wesen des 16jährigen Vagabonden Wissensmerkmale gefunden konnten. Die Eltern waren unter diesen Leuten nicht. Seit dem siebenten Jahre in Anstaltspflege (der Vater ist tot, die Mutter muß mit einer monatlichen Pension von 16 Gulden sich und ein schwachmüßiges Kind erhalten), konnte nur der frühere Lehrer des Jungen Auskunft geben. Der bekräftigte, was ursprünglich nur eine schöne Ausrufe sein, den Verneiner und die Stubierzeit des Angeklagten. „Der Ignaz Böhm ist noch heute in unserer Anstalt als legendäre Gestalt bekannt, als einer, der nur einen Willen und eine Lust hatte: Studieren! So lange er lernen konnte, war er ungeheuer fleißig.“ Auch ein Lehrer bestätigte, daß es der ewige Traum des Jungen war, studieren zu dürfen! „Was möchten Sie werden?“ fragte der Richter schließlich, und der Angeklagte erwiderte: „Lehrer.“ Eine kleine Arztpfiste konnte dem Jungen nicht mehr erspart werden; aber statt in die Zwangsarbeitsanstalt geht Ignaz Böhm in die St. Weiler Anstalt zurück.

Tausende lernen heute aus reichem Saufe weichen sich jahrelang ungeduldig auf den Schulbänken die Hosen ab und müssen studieren, obgleich Reizung und Fähigkeiten sie viel eher zu Handwerkerarbeit treiben würden. Wie widerwillig sie auch in der Schulbank sitzen, sie sind aus guter Familie, also müssen sie Doktoren werden. Der verlassene Proletarierjunge, den innerer Antriebe zu den Büchern reizt, darf seinen Studiertraum nicht erfüllen, und wenn er selbst zum Vagabonden wird. Jemand, der diese Ordnung der Gesellschaft unaufrichtig wahrhaftig findet, der ist ein Umstürzler und gehört eigentlich auch beinahe ins Zuchthaus.

Ueber die Aufbewahrung des Getreides.

(Nachdruck verboten.)

Es gibt für die Kultur eines Volkes keine wichtigere Frage, als die des täglichen Brotes und diese hängt eng mit der Aufbewahrung und Konservierung des Brotgetreides zusammen.

Vorur wir die Aufmerksamkeit auf einige Punkte der unterirdischen Aufbewahrung des Getreides lenken, von der hier zunächst die Rede ist, wird es notwendig sein, eines wichtigen Momentes, welches überhaupt die Möglichkeit einer längeren Konservierung des Getreides bedingt, Erwähnung zu tun; dies ist der ursprüngliche Wassergehalt oder der Feuchtigkeitsgrad der Getreidekörner vor ihrer Aufspeicherung. Es ist einleuchtend, daß es von der örtlichen Lage eines Getreidefeldes im allgemeinen und speziell von den Bitterungsverhältnissen während der Zeit der Ernte abhängig sein wird, ob das frisch geerntete Getreide sich in einem mehr feuchten oder trockenen Zustande befindet. Durch die Gegenwart einer gewissen Menge Wasser wird aber eine Reihe chemischer Prozesse in den Getreidekörnern eingeleitet, deren unaufhaltsam weitergreifender Verlauf seinen Endpunkt nach kurzer Zeit in einer vollkommenen Verderbung des Getreides findet. Daß die Verluste verschiedener künstlicher Aufspeicherungsmethoden früher teilweise so überaus ungünstige Resultate ergaben, ist eben hauptsächlich in dem Umfange begründet, daß man diese Verhältnisse nicht gehörig berücksichtigt.

Der Feuchtigkeitsgrad einer Getreideernte unmittelbar nach der Ernte variiert zwischen 9 und 20 Proz., und zwar befindet sich unter dem mit zur Verfügung stehenden Cerealien nie eine Sorte unter 9 Proz. Wasser, wohl aber bisweilen etwas über 20 Proz. In einem über diese Grenze hinaus gesteigerten Wassergehalte mochten indes zufällige Umstände, besonders nasse Witterung während der Ernte usw., mitgewirkt haben. Wie geeignet die Cerealien sind, Wasser aus der Atmosphäre zu absorbieren, geht aus folgendem Versuch hervor: Getreide, deren Wassergehalt durch dreimonatliche Aufbewahrung im geschlossenen Zimmer von 12 Proz. auf 3,8 Proz. herabgefallen war, wurde getrocknet und dann auf einer flachen Unterlage ausgebreitet, in einen Keller gestellt. Schon nach 24 Stunden hatten die Körner 4,6 Proz. Wasser aufgenommen, abermals 24 Stunden in Keller ausgebreitet, war der Wassergehalt auf 7 Proz. gestiegen, so daß nach acht Tagen die Getreidekörner wieder ihren ursprünglichen Feuchtigkeitsgrad von 12 Proz. erreicht hatten.

Bei der Aufbewahrung des Getreides in luftigen Räumen und Magazinen, wo es bei gehöriger Ventilation durch häufiges Umschaufeln mit der Zeit immer mehr an Wasser verliert, kommt es natürlich auf den ursprünglichen Feuchtigkeitsgrad nicht so sehr an. Anders aber ist es, wenn dessen unterirdische Aufbewahrung in sogenannten Silos — ausgemauerten oder in Felsen gehauenen Gruben — beabsichtigt wird. Eine Reihe von Versuchen hat gezeigt, daß Getreide mit einem Wassergehalte von über 14 Proz. zu einer derartigen Aufbewahrung vollkommen ungeeignet ist, unter 14 Proz. in geschlossenen Räumen wohl konservierbar. In Spanien und Afrika trifft man ungeheure unterirdische Speicher an, welche mühsam mit Meißel und Hammer in den festen Felsengründen zunächst an größeren Städten ausgebreitet sind. In Alcala des Surcoyara bei Sevilla befinden sich 16 derartige Felsenhöhlungen aus ältester Vorzeit, deren jede 3000 Hektoliter Weizen faßt. Sie dienen heute noch dazu, Getreide aufzubewahren. In der Umgegend von Alexandria und Billafraza bei Ischarras befinden sich 2500 Silos, welche nach einer ungefähren Schätzung 300 000 Hektoliter Getreide aufnehmen können. Während seines Aufenthalts in Tanger hat der französische Gelehrte Dondre vollkommen gut konserviertes Getreide angetroffen, welches 27 Jahre lang in ähnlich konstruierten Silos aufbewahrt worden war.

Die günstigen Resultate, welche man in jenen Ländern von der unterirdischen Aufbewahrung in Silos erhält, beruhen eben hauptsächlich darauf, daß das Getreide in Cautilien, Andalusien, Ehrenadura, sowie auch in Alger unmittelbar nach der Ernte gewöhnlich nicht über 12 bis 14 Proz. Wasser enthält; von nicht minderer Bedeutung sind aber auch für die Anlegung von Silos die so überaus günstigen felsigen Terrainverhältnisse in jenen Gegenden, deren felsige Gründe sich ganz besonders für unterirdische Getreidespeicher eignen.

Es scheint, daß in wohlkonstruierten Silos oder andern ähnlichen Getreidespeichern an großen Hafenanlagen sich das Getreide, wenn es zuvor im erforderlichen Trockenheitszustande ist, unbegrenzte Zeiträume hindurch konservieren läßt. Der Beweis, daß Getreide durch die Aufbewahrung nicht verändert worden, ergibt sich durch ungeschmälerte Erhaltung der Keimkraft. Man glaube früher, daß Getreidekörner aus Gärten ägyptischer Mumien noch keimfähig seien; diese Ansicht ist indes als irrig widerlegt worden; aber eine wirkliche ähnliche Erfahrung hat man an Getreidearten in Ungarn gemacht, welche während einer mehr als hundertjährigen Aufbewahrung in Silos ihre Keimkraft unverändert beibehalten hatten.

In den Silos befindet sich das trockene Getreide gleichsam als toter Körper, welcher keine Veränderungen eingugehen imstande ist. Durch das Einwirken von Thermometern in die unterirdisch aufgespeicherte Getreidemasse und zum Vergleiche in den umgebenden Boden der Silos erkennt man, daß das Getreide binnen kurzer Zeit die Temperatur des Erdbodens annimmt, dann aber keine anderen Temperaturvariationen mehr erfährt, als solche, welche das umgebende Terrain bedingt. Der Beginn des Verderbnisses würde sich lediglich durch eine bemerkbare spontane Temperaturerhöhung fundgeben, da bekanntlich eine jede Feriung organischer Gebilde von einer Steigerung der Temperatur begleitet wird.

Der Gedanke mühte nabeliegen, auch in Gegenden, welche vermöge ihres porösen Erdbodens zur unterirdischen Getreideaufspeicherung eigentlich nicht geeignet sind, zweckmäßige Silos zu konstruieren, so daß sie von der äußeren Luft und der Feuchtigkeit des Bodens nicht affiziert werden können. Da dieser Zweck durch Ausmauern in einem porösen Terrain nicht erreicht werden kann, so hat man Silos aus dünnem Eisenblech mit einem Asphaltboden überzogen.

Mit Recht ist als ein Nachteil der früheren Silos bezeichnet worden, daß man das in denselben aufbewahrte Getreide während der ganzen Dauer der Aufspeicherung sich selbst überlassen muß, ohne es überwachen und die allenfalls eingetretenen Veränderungen beobachten und durch getroffene Maßregeln beseitigen zu können. Um sich von dem Verhalten des Getreides in den Silos zu überzeugen, müßte man eine vollständige Entleerung des unterirdischen Speichers vornehmen, was natürlich nicht ohne große Unbequemlichkeit und nicht ohne bedeutende Arbeitskräfte ausgeführt werden kann. Auch diese Schwierigkeit wird durch die Silos aus Eisenblech mit Torffütterung in einfacher Weise gehoben. Zu dem Ende sind an der oberen Deckwandung der Silos mehrere Öffnungen in dem Eisenblech angebracht worden, durch welche mittelst einer Sonde von allen Teilen des Silos Proben des Getreides herausgegeben werden können.

Die gewaltigen Getreidespeicher, in welche das Getreide direkt aus den überseeischen Getreidehäfen gepumpt wird, gehören in Bezug auf Feuchtigkeitschutz zu den raffiniertesten Einrichtungen des modernen Handels. Sie sind die eigentlichen Schatzkammern eines Landes, die leider nicht in den Händen des Volkes, sondern gewissenloser Spekulanten sind. Die Militärbehörden, für welche die Getreideaufbewahrung bei der Verproviantierung in Friedens- und Kriegszeiten eine der wichtigsten Fragen ist, haben besonders gut eingerichtete Getreidespeicher.

Dr. Landgrebe.

Aus allen Gebieten.

Medizinisches.

Die Beziehungen zwischen den Krankheiten der Nase und des Auges. Viel zu wenig wird darauf acht gegeben, daß bei hartnäckigen Augenleiden ein enger Zusammenhang mit der Nasenhöhle vorhanden sein kann, und daher kommt es, daß viele Augenleiden rätselhafter Natur zu sein scheinen. Bei der Tatsache, daß die Augenhöhle von drei Seiten von der Nase und ihren Nebenhöhlen umgeben und von diesen nur durch papierdünne Wände getrennt ist, sowie in Anbetracht dessen, daß Gesehe und Verben von der Nasenhöhle in die Augenhöhle und umgekehrt führen, darf man sich nicht wundern, daß in Bezug auf Krankheitserscheinungen eine häufige Wechselwirkung zwischen diesen beiden Höhlenräumen und ihrem Inhalt stattfindet. In manchen Fällen handelt es sich bei den Erkrankungen der Tränenwege, der Bindehaut und der Hornhaut wie auch für manche Nebenbeschwerden um eine von der Schleimhaut der Nase oder des Nasenraumes ausgehende Entzündung. Manchmal aber tritt ein deutlicher Zusammenhang zwischen beiden auf, und das geschieht dann, wenn eine geschwulstartige Neubildung eines oder beider Oberlider der Nase oder deren Nebenhöhlen in den Bereich der Entzündung zieht, nach längerer oder kürzerer Zeit in die Augenhöhle hineinwächst und hier sehr bald auf mechanischem oder entzündlichem Wege krankhafte Veränderungen herbeiführt. — Jedenfalls sollte man bei Augenentzündungen, bei denen auch die Nase nicht in Ordnung ist, den Arzt darauf aufmerksam machen, da dieser meistens auf die Angaben der Patienten angewiesen ist.

Die Sterblichkeit der verschiedenen Menschenrassen untersuchte der Mathematiker Hunter aus großen Versicherungskatastrophien. Die Sterblichkeit unter den Versicherten ist bei den Negern in der regulären Lebensversicherung um eine Kleinigkeit höher, in der Unfallversicherung dagegen um 40 Prozent höher als bei den Weißen. Die Sterblichkeit unter den Chinesen ist doppelt so groß, wie die meisten von den englischen und amerikanischen Gesellschaften gebrauchten gewöhnlichen Sterblichkeitslisten anzeigen. Die Sterblichkeit der Japaner ist um ca 20 Prozent höher, als die genannten Tafeln angeben.

Wäfferkunde.

Aus der Geschichte des Sklavenshandels. Im vorigen Monat konnte England die Hundertjahrfeier der Abschaffung des Sklavenshandels, die mit dem Namen Wilberforce unloslich verbunden ist, feiern. Bekanntlich war der Kegerhandel ein schmerzvolles Geschäft und schon zu Anfang des 17. Jahrhunderts wurden afrikanische Negere, die als die beste Ware galten, zu vielen tausenden (10—12 000) nach Afrika gebracht und dort gehandelt. Unter

Carl V. wurde das Monopol einem blamischen Adligen übergeben, der es späterhin mit einem Gewinn von 25 000 Dukat an eine geneuesische Handelsgesellschaft weiterverkauft. Unter Philipp XL, der direkt mit Afrika unterhandelte, schickte der portugiesische Gouverneur von Angola jedes Jahr vertragsgemäß 4250 Sklaven und bezahlte für das Monopol jährlich 162 000 Dukat an die königliche Kasse. 1700 verpflichtete sich eine portugiesische Gesellschaft auf Guinea wörtlich „10 000 Tonnen Negere“ jährlich an Spanien zu liefern. Dann verpflichtete sich ein französischer Gouverneur auf San Domingo, innerhalb 10 Jahren 48 000 Sklaven nach Spanien zu verschicken. Später ging das Wortrecht in englische Hände über und im Jahre 1786 allein importierten die Engländer 88 000 Sklaven. Im Februar 1794 unterlag freilich Frankreich im Namen der freireichlichen Ideen der revolutionären Epoche den Sklavenhandel. Dieser wurde 1802 wieder offiziell gestattet und erst den unermüdbaren Bestrebungen von Wilberforce gelang es, eine definitive Abschaffung des Sklavenshandels durch das englische Parlament durchzuführen.

Die nordamerikanischen Indianer. Vor zwei Jahrhunderten schätzte man die Zahl der in Nordamerika, mit Ausnahme von Mexiko, lebenden Indianer auf 16—17 Millionen. Jetzt beläuft sich die Zahl der Rothhäute auf kaum 1 1/2 Millionen. In jedem Menschengalter erfolgt eine Verminderung und dieser regelmäßige Prozeß läßt ein endliches Aussterben des ganzen Volkes als unermesslich erscheinen. Tene 14 Millionen, die an der Zahl vom Jahre 1700 fehlen, sind an der Verwüftung der Wilden mit den Weißen zugrunde gegangen. Die Feuerwaffen, das Feuerwasser, die Cholera und die Blattern waren die hauptsächlichsten Werkzeuge der Zerstörung. Die inneren Kriege der Indianer ruhten, aber von der Hand des nordamerikanischen Jägers und Soldaten fielen eine große Zahl, zuweilen wurden, wie z. B. im Oregongebiete, ganze Stämme mit Frauen und Kindern vertilgt. Die Platten waren der Schreden der Indianer. In wenigen Monaten hatte diese Krankheit 12 000 Schwarzköpfe, Kräbenindianer, Mandans, Assinibois, Vicaris und Winetars hinweggerafft. Noch verderblicher wirkte der Branntwein, der den Indianer in eine Wut versetzte, in der er weder seine Frau noch seine Kinder verschonte. Unter den Todesursachen sind auch die erzwungenen Auswanderungen solcher Stämme, denen die Kultur näher rückte, nicht zu vergessen. Die Regierung traf immer die besten Anordnungen, daß es den Auswanderern an nichts fehle, allein sie konnte nicht verhindern, daß gewissenlose Agenten die für die Indianer bestimmten Vorräte verkauften und die Unglücklichen an allem Mangel leiden ließen. Man warf die Kranken, Frauen und Kinder auf Karren, wo sie so dicht nebeneinander geschichtet lagen, wie Schwärze auf einem Sklavenschiffe und ließ die Männer zu Fuß gehen. Von denen, welche ihre ferneren Wohnsitze erreichten, starben noch mancher an Seimweh. Die übrigen bequamen sich, da sie weder Büffel noch Pferde fanden, zum Ackerbau und legten ihre alten Wohnstätten nach und nach ab. Ihre Tracht war das letzte, was sie beibehielten, bis auch in sie mehr und mehr europäische Stoffe, die Vorläufer europäischer Moden, sich einschlichen. Jetzt sind Indianer und Indianernachkommen von dem Großstadtproletariat der nordamerikanischen Stämme nur noch durch ihre eigentümliche Kopfform unterschieden. Die noch in den Prairien lebenden Indianer tragen auch zum Teil schon moderne Kleidung. L.

Naturwissenschaftliches.

Erdbewegungen und Erdbenenkalkwellen. Es ist eine bekannte Erfahrung, daß man in dem ganzen Gebiete eines Erdbenes den Schall gewöhnlich früher hört, als man den Stoß wahrnimmt. Dies kann entweder daher rühren, daß die Schallwellen sich mit größerer Geschwindigkeit fortpflanzen, als die den wahrnehmbaren Stoß erzeugenden Wellen, die kurz Erdbenenwellen heißen, oder zweitens, daß sie zwar die gleiche Geschwindigkeit besitzen, aber nicht von dem Hauptherde des Erdbenes, sondern von den Rändern des Erschütterungsgebietes herkommen. Es ist schließlich auch noch möglich, daß sie von einem Nebenherde kommen und ihre Geschwindigkeit eine andere ist als die der Erdbenenwellen. Von den Seismologen (Erdbenenkundigen) wird gewöhnlich das erste angenommen. Herr Davison hat nun diesem Punkte bei feineren Untersuchungen der englischen Erdbenen seit 15 Jahren seine besondere Aufmerksamkeit geschenkt, und ist durch eine eingehende Untersuchung, deren Ergebnisse er in den „Beiträgen zur Geophysik“ mitteilt, zu der Annahme gelangt, daß die Geschwindigkeit der Schallwellen sich nur wenig — wahrscheinlich gar nicht — von der Geschwindigkeit der Erdbenenwellen unterscheidet, und daß das allgemeine Vorangehen des Schalles eine ausreichende Erklärung in der Annahme findet, daß die frühen Schallwellen in allen Fällen aus den näheren Randgebieten des Erdbenenherdes kommen. Man kann sich das etwa so vorstellen, daß das Erdbenen während der Zunahme einer Vertiefung von Gesteinsmassen durch die Reibung der sich verschleibenden Felsmassen erzeugt wird, und daß nur vom Zentrum, dem Hauptherde aus, die Verschleibungen sich mit solcher Stärke fortpflanzen, daß sie Stoß erzeugen, während von den Rändern aus die Verschleibungen nicht so groß sind, um den Stoß hervorzubringen, wohl aber Geräusche erzeugen können.

Allerlei.

Ueber einen recht groben Apfelfresser weiß eine Berliner Korrespondenz folgendes zu berichten: Ende voriger Woche erbielten zahlreiche hiesige Anwohner, teils Bekannte, teils Verwandte und Gäste eines in der Mathenoverstraße wohnenden Restaurateurs St. einen Trauerbrief mit schwarzem Rand, der folgende Nachricht enthielt: „Das am 13. April 1907 um 2 1/2 Uhr erfolgte Hinscheiden unserer geliebten Witte zeigen hiermit tiefbetrübt an und bitten hierdurch ergeben um fides Beileid. Stadthaus und Frau, Mathenoverstraße 30. — Die Beerdigung findet am Dienstag, den 16. April, vom Trauerhause Mathenoverstraße 30 aus statt.“ Natürlich machte sich der größte Teil der Benachrichtigten Dienstag Nachmittag auf den Weg zur Beerdigung der Verstorbenen. Mit Fräulein verleben, fanden sich die Leidtragenden teils auf dem Friedhof, teils in dem Restaurant ein. Im schwarzen Rock empfing St. die Erschienenen und mit